



Leseprobe

Antonio Muñoz Molina
Gehen allein unter Menschen

Bestellen Sie mit einem Klick für 26,00 €



Seiten: 544

Erscheinungstermin: 11. Oktober 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Einer den bedeutendsten spanischsprachigen Autoren sucht nach der Seele unserer Zeit

Das Klingen von Gläsern, ein Inserat an einer Laterne, Müll am Straßenrand, die schwere Luft eines Sommerabends ... Bei seinen Entdeckungsreisen durch Großstädte sammelt der passionierte Spaziergänger Antonio Muñoz Molina Eindrücke. Scheinbar unwichtige Begebenheiten, in der U-Bahn aufgeschnappte Dialoge, Werbeplakate, Zeitungsschlagzeilen fügt er zu kunstvollen Collagen unseres Alltags. Sie feiern die Vielfalt des heutigen städtischen Lebens und führen uns immer wieder ins Herz von Muñoz Molinas eigenem Schreiben. Wie sehr er dabei auf den Spuren berühmter Weltliteraten und Flaneure wandelt wie Walt Whitman, Walter Benjamin oder James Joyce zeigt er in kurzen, kundigen Passagen über seine literarischen Vorbilder.

»Antonio Muñoz Molina ist zweifellos einer der herausragendsten spanischen Autoren der Gegenwart.« *Die Zeit*



Autor

Antonio Muñoz Molina

Antonio Muñoz Molina, Jahrgang 1956, zählt zu den wichtigsten Gegenwartsautoren Spaniens und hat mehr als ein Dutzend Romane veröffentlicht, darunter »Die Augen eines Mörders«, »Die Nacht der Erinnerungen« und »Schwindende Schatten«. Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet, so gleich zwei

Antonio Muñoz Molina

Gehen allein unter Menschen

Aus dem Spanischen
von Willi Zurbrüggen

Um andar solitário entre a gente.

(Gehen allein unter Leuten.)

Luís de Camões

Un andar solitario entre la gente.

(Gehen allein unter Leuten.)

Francisco de Quevedo

A book should not be planned out beforehand, but as one writes it will form itself, subject to the constant emotional promptings of one's personality.

(Ich finde, ein Buch sollte nicht im Voraus geplant werden; es wird vielmehr während des Schreibens Gestalt annehmen, unterworfen, wie gesagt, den ständigen emotionalen Eingebungen unserer Person.)

James Joyce

I

**Büro der verlorenen
Momente**

Hör die Geräusche des Lebens. Ich bin ganz Ohr. Ich höre mit meinen Augen. Ich höre, was ich in der Werbung sehe, auf den Titelseiten der Zeitungen, auf den Plakaten und den Anzeigentafeln der Stadt. Ich reise durch eine Stadt der Worte und Stimmen. Die Stimmen lassen die Luft vibrieren und erreichen mein Gehirn als Nervenimpulse, umgewandelt durch mein Gehör. Die Wörter höre ich im Vorbeigehen oder wenn jemand ein Stück neben mir geht und in sein Mobiltelefon spricht oder ich sie irgendwo lese, auf irgendeiner Oberfläche, auf die mein Blick fällt, auf jedem Bildschirm. Geschriebene Worte erreichen mich wie klingende Stimmen, Noten, die ich in einer Partitur lese, manchmal versuche ich, mehrere Wörter gleichzeitig zu verstehen, jene abzuleiten, die ich nicht mehr höre, weil sie sich zu schnell von mir entfernt haben oder weil ein lauterer Geräusch sie übertönt. Die unterschiedlichen Schriften bilden eine unaufhörliche visuelle Polyfonie. Ich bin ein gehendes Aufnahmegerät, verborgen im futuristischen Telefon eines Spions der Sechzigerjahre, im iPhone, das ich in meiner Tasche trage. Ich bin die Kamera, die Christopher Isherwood in Berlin sein wollte. Ich bin ein Blick, der sich nicht einen Wimpernschlag lang ablenken lassen will. Der Wald hat Ohren, steht unter einer Zeichnung von Bosch. Das Feld hat Augen. Im Innern eines hohlen Baumstamms leuchten in der Dunkelheit die gelben Augen einer Eule. Ein mächtiger Baum hat zwei große Ohren wie ein Elefant, die beinah bis zur Erde reichen. Eine Skulptur von Carmen Calvo ist ein großes, mit gläsernen Augen bedecktes altes Holzportal. Die Türen haben Augen.

Die Wände hören. Türangeln haben Ohren, sagt Gómez de la Serna.

Die Vollkommenheit ist vielleicht näher, als du denkst.

Als es dunkel wird, gehe ich nach draußen. Es ist die späte Abenddämmerung der ersten Sommernacht. Ich höre das Waldrauschen der Bäume und des Efeus in den Gärten des Viertels. Ich höre die Stimmen unsichtbarer Menschen, die im Freien zu Abend essen, jenseits von mit Schlingpflanzen oder Sommerjasmin überwucherten Mauern, hinter dichten Reihen von Eiben. Der Himmel ist ganz oben dunkelblau und hellblau am Horizont, wo sich die Dächer und Schornsteine abzeichnen wie im Diorama einer amerikanischen Nacht in Technicolor. Ich will nichts von der Welt wissen. Ich will nichts anderes in mich aufnehmen als das, was an meine Ohren dringt und was meine Augen in diesem Moment sehen. Auf der Straße ist es so still, dass ich meine Schritte hören kann. Das Tosen des Verkehrs ist weit entfernt. Im leisen Abendwind höre ich das Aneinanderreiben der Blätter eines Feigenbaums und das langsame Wogen des Laubs in der Krone einer großen Platane. Ich höre das Pfeifen der Schwalben, die mit schwindelerregender Akrobatik durch die Luft schwirren. Eine hat die Wasserfläche eines Teichs auf der Jagd nach einem Insekt so leicht berührt, dass nicht der kleinste Wellenring entstanden ist. Ich kann die Laute der Echoortung von Fledermäusen hören. Viel mehr Schwingungen, als mein grobes menschliches Gehör wahrnehmen kann, lassen die Luft in diesem Augenblick erzittern. Sie ist durchschnitten von einem dichten Netz von Funksignalen, die sämtliche Handygespräche übermitteln, die in diesem Moment in der Stadt geführt werden. Ich will ganz Gehör und ganz Auge sein wie der mythologische Argus, ein mit blasigen Augäpfeln und sich öffnenden und schließenden Lidern bedeckter menschlicher Körper, oder mit lidlosen Augen wie das Tor von

Carmen Calvo. Ich könnte ein Superheld der Marvel-Comics sein: Eyeman, der Augen-Mann, ein Science-Fiction-Monster aus dem Kino der Fünfzigerjahre. Ich könnte irgendein Fremdling sein oder der Unsichtbare, aber dann der aus dem Film von James Whale und nicht der aus dem Roman von Wells. Die Poesie findet man im Film.

Ans Leben angepasste Technologie. Ich lese jedes geschriebene Wort, dem ich auf meinem Weg begegne. Benutzung nur für Feuerwehr. Alarm mit Bildaufzeichnung. Kaufe Ihr Auto und zahle bar. Schönheit und eine mühelose Vollkommenheit liegt im langsamen Hereinbrechen der Nacht. Das Wort LIBRE leuchtet in hellem Grün auf der Windschutzscheibe eines Taxis, gleichsam schwebend auf der dunklen Straße, wie ausgeschnitten und auf einen schwarzen Untergrund geklebt, den Karton eines Fotoalbums. Aus einem Tunnel kommt in schneller Fahrt ein von innen beleuchteter Bus ohne Fahrgäste, ein Geisterschiff auf hoher See. Eine Seite ist komplett mit der Panoramawerbung einer Gewürzsoße bedeckt. Jetzt den Geschmack des Sommers genießen. Die Wörter der Straße kommen in rhythmischen Abständen. Kaufe Gold. Kaufe Silber. Kaufe Gold und Silber. Spenden Sie Blut. Kaufe Gold. Spenden Sie Blut. An den Bushaltestellen leuchtende Plakate von Filmpremieren. *Götter und Helden des alten Ägypten*. Der Kampf um die Ewigkeit beginnt. *Teenage Mutant Ninja Turtles: Out of the Shadows*. Überall Einladungen, Aufforderungen und Verbote in dieser Straße, die mir bisher nie aufgefallen sind. Müllsäcke neben Mülltonnen verboten. Durchgang verboten. Genießen Sie unsere Cocktails. Mit uns wird Ihre Veranstaltung zum Genuss. Bevor man die Terrasse einer Bar erreicht, vernimmt man wie einen summen Chor bereits die Stimmen der Trinkenden, das Klingen von Gläsern, das Klappern von Besteck auf den TapateLLern. Ohne anzuhalten durchquere ich das Dickicht der Stimmen

Erreich deine selbstgesteckten Ziele. Ich schließe ganz bewusst die Augen, damit die Geräusche deutlicher an mein Ohr dringen. Auf dem Sitz in der U-Bahn schließe ich die Augen, als würde ich schlafen. Ich zwingen mich, sie auf dem ganzen Weg von einer Station zur nächsten geschlossen zu halten. Ich registriere das Gewicht der Lider auf den Augäpfeln, die Reibung der Wimpern, ihr leichtes Zittern, eher ein Vibrieren. Als ich sie öffne und mich umsehe, sind mir die Gesichter noch fremder als vorher. Ich habe ein Buch in meiner Aktentasche, lese aber nichts, nur die Anzeigen, denen ich begegne, jede einzelne von ihnen, eine nach der anderen, seit ich die Treppe hinuntergelaufen bin und die Schwingtür aufgestoßen habe, so viele Dinge, die mir entgangen sind oder die ich gelesen habe, ohne dass sie in mein Bewusstsein gedrungen sind. Eingang. Ohne Artikel und Verben haben die Sätze die Härte von Roboteranweisungen. Mobil-Netz-Station. Jemand in der U-Bahn-Verwaltung glaubt an Zweisprachigkeit und wörtliche Übersetzung aus dem Englischen. Station Coverage Mobile. Rauchen im gesamten U-Bahn-Netz verboten. Fahrschein einführen. Metro Madrid informiert. Fahrschein entnehmen. Von einem Plakat lächelt eine multiethnische und multinationale Gruppe junger Leute. Mach mit beim größten Design-Networking der Welt. Ein Asiate mit Brille schaut in die Kamera, und ein Schwarzer mit einem Piercing in der Nase umarmt ein augenscheinlich spanisches Mädchen. Dies kann dein unvergesslicher Sommer sein. Entscheide dich sofort, oder du bleibst zu Hause. Nur der Schnellste gewinnt. Auf der Rolltreppe schließe ich die Augen,

wenn auch nicht ganz. Halten Sie sich zu Ihrer Sicherheit am Handlauf fest. Ein Notruftelefon macht mir ein beinahe intimes Angebot: Nimm mich, wenn du mich brauchst. Die Stadt richtet sich in der Sprache der Wünsche an dich. Anstatt das Telefon zu betrachten oder nach Lektüre zu suchen, während ich auf dem Bahnsteig warte, stehe ich da mit zusammengekniffenen Augen. *Nimm mich* war der Titel eines Schlagers, den ich vor vielen Jahren gern gehört habe. Über tausend Kameras wachen über deine Sicherheit. Bei jedem Schritt eine neue Anweisung, ein neuer Befehl. Glas nur im Notfall einschlagen. Nimm mich ohne Angst, hieß es in dem Schlager. Befehlende Stimmen vereinigen sich mit geschriebenen Hinweisen. Achtung, Zug fährt ein. Das Fehlen des Artikels betont noch die Unmittelbarkeit. Metro Madrid informiert. Der Boden vibriert, wenn ein Zug einfährt. Nach dem Signal nicht mehr ein- oder aussteigen. Ich schaue in die Gesichter der Leute und lausche ihren Stimmen. Ich bin ganz Ohr. Ich stelle mich neben einen, der in sein Telefon spricht. Fast jeder im Wagen schaut selbstvergessen auf das Display seines Telefons. Ein hochgewachsenes ernstes Mädchen liest in einem Buch von Paulo Coelho. Diese Lektüre diskreditiert ihre Schönheit. »Ich will dir nichts verschweigen«, sagt eine Stimme direkt hinter mir. Sie sagt es mit ans Fenster gelehntem Kopf und spricht leise weiter, und ich kann nichts mehr verstehen, weil die metallische Stimme der automatischen Ansage die nächste Station ankündigt. »Alles klar, perfekt, okay, bis gleich.«

Ein Papagei kann der entscheidende Zeuge bei der Aufklärung eines Mordfalls sein. Eine Frau blättert lustlos durch die Seiten einer Gratiszeitung. Beyoncé präsentiert die Kostüme ihrer nächsten Tournee. Der Zug fährt langsamer und ist jetzt leiser, und ich verstehe wieder die männliche Stimme, die hinter mir ins Telefon spricht. Sie ist so nah, und ich habe keine Ahnung, wie der Mann aussieht, der jetzt lachend sagt:

»Die Mutter ist siebenundachtzig und hat sich eine Zahnspange einsetzen lassen.« Ich habe zwar mein Montaigne-Buch im Rucksack, aber ich hole es nicht heraus und suche mir nicht einmal einen Sitzplatz. Ich bin wachsam, warte auf neue Anweisungen, die alle gebieterisch oder lockend an mich gerichtet sind. Jede Leidenschaft führt dich zu einer Bestimmung. Sitzplatz nur für Behinderte. Durch das Rattern des Zuges dringt das wirre Geschnatter von Stimmen, fast alle von Leuten, die in ihre Handys sprechen. »Hast du eine Ahnung, wie lange ich in England gelebt habe?« Die Stimmen von Leuten, die ich nicht sehe, dringen deutlicher an mein Ohr. »Weder du noch deine Geschwister. Ihr unterschreibt nichts, bevor ihr nicht ganz sicher seid.« Im Waggon hängt ein Bildschirm von der Decke. Ein junger Mann mit Glatze und tiefschwarzem Bart bewegt seine Lippen, und seine Worte sind eing blendet. Ich bin schwul. Ein anderer, jüngerer, bartloser Mann mit geschminkten Augen, sich bewegenden Lippen. Ich bin Trans. Wieder das Gesicht des Kahlköpfigen. Sie wechseln sich so rasch ab, dass die Gesichtszüge ineinanderfließen. Das bin ich. Und jetzt noch ein drittes Gesicht. Ich könnte du sein. Lebe deinen Unterschied, heißt es auf violetterm Untergrund. Wieder eine Aufforderung. Wieder ein Befehl. Jemand hat die Mindestzeit gemessen, die nötig ist, damit zwei Gesichter unterscheidbar bleiben. Eine Dame spricht leise, aber sehr nahe an meinem Ohr in einem mahnenden oder tadelnden Ton. »Er hat gesagt, dass er sich geändert hat und dass er zurückkommen will. Aber das hängt natürlich auch davon ab, wie er sich aufführt.« Ich versuche, Worte, die ich höre, verstümmelte Dialoge, in meinem Gedächtnis zu bewahren. Kaum dass man sie gehört hat, zerfließen sie und erlöschen. Express Vergessen heißt es in einem Werbespot, aber ich erfahre nicht, wofür. Sie werden zum Teil vom Rattern des Zuges oder von einer Anweisung aus dem Lautsprecher übertönt. »Er hat sich geändert? Na, das wird man sehen. Ich glaube keine zwanzig

Prozent von dem, was er sagt.« Notfallhammer. Ich lese alles, sogar die Überschriften der Gratiszeitung, die mir die Frau vors Gesicht hält.

Die Polizei weiß, ob du dein Mobiltelefon benutzt, auch wenn sie dich nicht sieht. Mann von seinem achtzehnjährigen Sohn in Salamanca geköpft. Notausgang. Das große Nordpolabenteuer. Ich achte kaum auf Gesichter, nur auf Geschriebenes, auf die Stimmen. Klingeltöne. Der Piepton einer Nachricht. Alle Welt verbunden mit etwas oder jemand, der sich an einem anderen Ort aufhält. »Ich bin in der U-Bahn. Damit du Bescheid weißt, falls die Verbindung abbricht.« Als die U-Bahn hält, öffnen sich die Türen vor einem Werbeplakat, das bis an die Wölbung der Decke reicht. Deine schönsten Ferien mit der Familie. Unterwassertauche im Meer. Bei jedem Schritt eine neue Landschaft. Jugendliche springen von einer Klippe lachend ins Meer. Einige stehen im Begriff zu springen; andere schweben schon über einem tiefen Blau. Alle Vergnügungen des Sommers in deiner Nähe. Unglaubliche Preise auf einen Klick. Es gibt Reservierungen, die können nicht warten. Entdecke mehr. Informiere dich jetzt. Kauf jetzt. Probier's aus. Ganz unterschiedliche Meldungen scheinen von derselben Stimme verkündet zu werden, desselben Ursprungs zu sein, an dieselbe Person gerichtet zu sein, an mich, an dich. Ich bin ich, du könntest du sein. Du, ja, du, heißt es auf einer Lotteriereklame, als würde ein Finger unter all den Menschen auf dich zeigen, ein Gesicht dich sehen können, das dich auf einem Bildschirm ausgewählt hat. Du kannst der nächste Millionär sein. Beherrsche die Elemente allein durch die Kraft deiner Finger. Finde den idealen Weg für dich. Die Frau, die in der Gratiszeitung gelesen hat, lässt sie beim Aussteigen auf einem der Sitze liegen, ein zerfleddertes Häufchen Papier. Entscheide dich für die führende Marke in der Hybridtechnologie.

Reise auf den Spuren deiner DNA. Sei schneller am Ziel. Lass dich durch nichts aufhalten. Warte nicht, bis du stürzt. Innerhalb weniger Jahre haben Zeitungen ihre gesamte materielle Würde verloren. Madrid schlägt Weltrekord bei Pokémon-Suche. Sie werden spröde und knittern und fallen leicht auseinander, lappig, entbehrlich, besonders jetzt im Sommer. Eine ganze Seite lässt sich so schnell betrachten wie ein Bildschirm. Für Sie: das große Gourmet-Erlebnis am Meer. Ich schließe die Augen, um besser hören zu können, und lasse mich vom anfahrenden Zug entführen. Die Stadt verspricht dir alles zur selben Zeit. Wähle alles. Genieße, wann und wo du willst. Man braucht gar nicht mehr auszuwählen und auf das zu verzichten, was man nicht ausgewählt hat. Spare, während du ohne schlechtes Gewissen Geld ausgibst. Beim Essen abnehmen. Dein Urlaub nach Maß, von dir selbst entworfen. Der alten Sucht nach billigem Papier und dem Geruch von Druckerschwärze kann ich nicht widerstehen. Mörderischer Kampf zwischen Tigerhai und Hammerhai, gefilmt von Thunfischfischern auf hoher See. Wir setzen Himmel und Erde in Bewegung, um dir das Beste zu bieten.

Nimm dir ein bisschen von unserem Geschmack mit. Zuerst war es, schlagartig, dieses Wort, OBACHT, unter einem Verkehrsschild auf dem Bürgersteig, über den ich täglich gehe, durch Zufall meiner Aufmerksamkeit entzogen, die auf andere Dinge gerichtet war, nicht auf meine Umgebung, sondern auf das, was sich in meinem Innern abspielte, träumender Flaneur, aufgeweckt von diesem visuellen Klingeln, OBACHT, das mich Augen und Ohren zu öffnen zwang, obwohl es nur ein Verkehrszeichen war, das ich schon oft gesehen habe und das überall zu sehen ist, das dreieckige Warnschild aus Blech mit der schwarzen Silhouette darin, das auf einen Zebrastreifen vor einem Schulhof verweist. Obacht vor was, denke ich mit einem Mal; wer fordert mich auf, Obacht zu geben, wer befiehlt mir

das, welche unhörbar geschriebene Stimme zwingt mich, den Blick auf etwas zu richten, das ich mein Leben lang gesehen habe und das mir jetzt so vorkommt, als sähe ich es zum ersten Mal, auf diesem Bürgersteig, an dieser Straßenecke, neben dem Fußgängerüberweg, das Dreieck oben an einem Eisenpfosten mit einer sehr kraftvollen und simplen Farbkombination: die rote Umrandung, das innere Weiß, das Schwarz der Silhouetten und dieses einen Wortes in Großbuchstaben, OBACHT. Es sind zwei Kinder, die sich an der Hand halten und Schultaschen tragen, Kinder einer anderen Zeit, die noch keine Rucksäcke kennen, ein Junge und ein Mädchen, die es eilig haben und gerade loszulaufen scheinen. Ich schaue genauer hin, und sie laufen schon. Die Taschen in ihren Händen scheinen hinter ihnen herzufliegen. Kinder wie aus dem Märchen, Bruder und Schwester, verloren im Wald, von den Eltern verstoßen; Kinder, die vor den Bomben fliehen, als sie aus ihrer Schule in Aleppo kommen.

Ist es nicht das Entdecken neuer Dinge, das dich lebendig hält? Man sieht auch, dass es ein altes Verkehrsschild ist mit einem Extraschild darunter, darauf ein altes Wort, das es eigentlich gar nicht mehr gibt in dieser Stadt. Dieses »Obacht« ruft mir das erste Wort des ersten Verses der *Coplas* von Jorge Manrique in Erinnerung, »Obacht, schlafende Seel'«, eine Aufforderung eher zum Erwachen als zum Erinnern. Meine Augen sehen das Dreieck des Verkehrszeichens isoliert, wie aus einem Foto ausgeschnitten oder aus einer Zeitungsannonce, und auf ein weißes Blatt geklebt. In diesem Moment öffneten sich meine Augen noch weiter und auch meine Ohren, schlagartig, wie wenn ein Stöpsel herausgezogen und das Gehirn durchgepustet wird und man aus dem Schlaf auffährt. Weitere Dinge fielen mir noch auf, als ich für einen Moment vergaß, wohin ich unterwegs war und was mir dunkel im Kopf herumschwirrte: Ich bemerkte einen handgeschriebenen Zettel, der mit Klebeband

an eine Straßenlaterne befestigt war, »zuverlässige Frau bietet für die Altenpflege und alle im Haus anfallenden Arbeiten ihre Dienste an«; im Fenster einer Apotheke das Foto einer sonnengebräunten Blondine im weißen Badeanzug, »In diesem Sommer schlank, ohne zu hungern«; eine Schiefertafel am Eingang einer Bar, auf die mit Kreide die Tagesgerichte aufgeschrieben waren, »Tintenfisch in seiner Tinte, Schmorbraten mit hausgemachten Linsen, Oktopus-Salat« (mit Kreide in mehreren Farben war recht kunstfertig ein dampfendes Pfannengericht aufgemalt). Eine junge Frau ging an mir vorbei, die in ihr Mobiltelefon sprach. Mit der freien Hand fuchtelte sie in der Luft herum, und das Klimpern von Armreifen begleitete das herrische Klappern ihrer Absätze; eine zornentbrannte Frau, die sich nicht darum scherte, dass jeder sie hören konnte. »Mama, sie ist deine Tochter. Mama, hörst du? Was ihr Mann sagt, hat dich gar nicht zu interessieren. Du musst deiner Tochter doch nicht das Fitnessstudio bezahlen. Hast du mir jemals was bezahlt?«

Wo deine Fantasien Wirklichkeit werden. Seit diesem Tag bin ich auf der Straße in geheimer Mission unterwegs. Vorher war ich es mit Unterbrechungen, wenn ich daran dachte, auf dem Weg zu anderen Tätigkeiten. Von diesen anderen Tätigkeiten bleibt von Tag zu Tag weniger. Sie sind nur noch ein Vorwand, um aus dem Haus zu gehen. Ich wähle meine Wege nicht danach aus, ob sie die schnellsten sind, sondern danach, ob sie mir was bringen. Ich fahre fast nie mit dem Fahrrad und nie im Taxi. Ich gehe zu Fuß oder fahre mit der U-Bahn. Sorgen und Einbildungen gehen im unablässigen Beobachten unter. Ich bin nicht das, was ich denke oder mir vorstelle oder an was ich mich erinnere, sondern das, was mir vor die Augen kommt, was ich höre, ich bin der Spion mit dem Geheimauftrag, alles in mich aufzunehmen, alles einzusammeln. Früher habe ich alle paar Minuten die Nachrichten auf meinem Handy überprüft. Ich ging mit gesenktem Kopf und hängenden Schultern, bewegte mich in der giftigen Blase der Niedergeschlagenheit, im Tunnel des morgendlichen Verzagens. Die Beklemmung war mein Schatten, mein Bewacher und mein Doppelgänger. So schnell ich auch gehen mochte, er blieb an meiner Seite. Er fuhr mit mir die Rolltreppe hinunter und flüsterte mir Dinge ins Ohr. Medikamentenunverträglichkeit wandelte er zu Schwindelgefühl und Übelkeit. Die stumpfe Nase des aus dem Tunnel in die Station einfahrenden Zuges hatte eine morbide Anziehungskraft, die Stimme im Ohr, im Gehirn, nach hinten heraus, im Nacken, im Druck auf die Schläfen. Jetzt ist es nicht nur eine, sondern es sind viele Stimmen, und sie branden immer von außen an mich

heran, so unmittelbar wie die Bilder, das Gewoge der Menschen, der Verkehrslärm, »Drei Euro für zwei Paar Strümpfe Kleine nur drei Euro Kleine für zwei Paar«. Änderungsschneiderei. Flicker unsichtbar. Damit dein Geschäft Fahrt aufnimmt. Wie konnte ich so oft durch diese Straße gehen, ohne den Strom gesprochener und geschriebener Wörter wahrzunehmen, das Stimmengewirr der Leute, staubige Kleider in den Schaufenstern dämmriger Geschäfte, Filzpantoffeln, Schühchen wie von kranken Kindern und orthopädische Schuhe in einem Prothesengeschäft, Krebse, Seespinnen, Krabben und riesige Langusten im Tiefkühlfenster eines Restaurants, Café zum Krustentier, die gezahnten Rachen und glasigen Augen der Seehechte. Kosten Sie unseren Reis mit Hummer, zwölf Euro pro Person, ein Übelkeit erregender Fischgeruch um zehn Uhr morgens, vermischt mit dem Gestank von kaltem Zigarettenrauch.

Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nah? Wenn ich genau hinhöre, kann ich die Schritte von Frauen mit Sandalen und die von Frauen mit Absätzen unterscheiden. Wir laden dich zu einem Glas Gin Masterclass ein. Das Schönheitszentrum für dich. Deine Autoversicherung für zweiunddreißig Euro im Monat. Eine Gin-Masterclass ist wie eine Einladung zur Alkoholsucht. Du gehst die Straße entlang, und vor dir öffnen sich zu beiden Seiten alle Gaben, alle Aufrufe, Empfehlungen, Angebote. Ein neuer Grund, lächelnd durchs Leben zu gehen. Eine schlanke, sonnengebräunte Frau mit schwarzen Haaren, im Bikini, mit dem Rücken zum Betrachter, am Strand, vor einem Sonnenuntergang, in den Armen eines Mannes. Wenn dir das Tote Meer gefällt, warte erst den Rest ab. Tritt ein und lass dich beraten. Versichere deine Gesundheit. Rauchen führt zu Lungenkrebs. Versichere dein Morgen. Tritt ein und entdecke die Zutaten des Lebens. Auf Schritt und Tritt zeigen die Stimmen dir eine Tür, hinter der eine Enthüllung wartet,

eine strahlende Entdeckung. Tritt ein und werde fündig. Tritt ein und frag uns. Tritt ein und stell fest, wie Technologie den Sport verändert. Wie alle um mich herum halte ich das Mobiltelefon in der Hand, aber nicht am Ohr, sondern vor dem Mund, wiederhole, was ich lese oder höre, spreche beim eiligen Gehen, eine Fiktion von dringlicher Geschäftigkeit, Anweisungen per Telefon, vielleicht, Ankündigung meines Kommens zu irgendeinem Büro, zu einer Sitzung, gebe alle Geheimnisse weiter, die ich sehe. Ruhe, Sicherheit, Vertrauen. NeoLife Age Medicine. NeoLife könnte der Name einer jener Stiftungen apokalyptischer Technologien sein, die Don DeLillo erfindet. Alle Sicherheitsbestimmungen müssen eingehalten werden. Willkommen im geheimen Innenleben deines Handys.

Entdecke aufs Neue, was ein Telefon alles kann. Ich stelle das Aufnahmegerät an, um mir noch einmal etwas anzuhören, stelle es aus und muss es gleich darauf schon wieder einschalten. Spende Blut. Kaufe Gold. Die sich wiederholenden Plakate auf der Straße entwickeln einen Rhythmus. Kaufe Gold und Silber. Schenke Leben. Das eilige Männchen auf der grünen Ampel. Unter all den Schritten höre ich, jetzt, da die Autos halten, das Tappen und Schaben eines Blindenstocks. In *M – Eine Stadt sucht einen Mörder* folgt ein Blinder dem Mädchenmörder durch eine nächtliche Kulissenstadt. Thai-Massagen vierundzwanzig Stunden. Asiatische Mädchen. Fünfzehn Minuten, dreißig Euro. Zwanzig Minuten, fünfundvierzig Euro. Eine Stunde, siebzig Euro. Gratisgetränk. Die Sekundenziffern der Digitaluhr auf dem Nachtschränkchen gehen lautlos voran, in dem Schlafzimmer, in dem sich eine der nackten Asiatinnen streckt. Die sehr stark geschminkten schmalen Augen werfen verstohlene Blicke auf die Uhr im künstlichen Halbdunkel unerlaubter Lüsterheit. Schönheit und Diskretion. Ein nahes Küchen und die Geräuschkulisse der morgendlichen Straße, der

Alles, was du für einen gelungenen Sommer brauchst. Es war der Sommer der kurzen Kleider, leicht wie die Tuniken auf griechischen Friesen, der kaum etwas vom Oberschenkel bedeckenden Hotpants, der Sandalen mit flachen Sohlen und schmalen Lederriemchen, der lackierten weiblichen Zehennägel in schillernden Farben, Rot vor allem, aber auch Grün oder Gelb oder Blau. Deine Haut in der Stadt. Ein Ziel des Herzens. Die Nacht beginnt, wenn du es willst. Es war der Sommer der nackten Schultern und nackten Beine, mit dem Glanz des Neuen wie beim Aufkommen der Miniröcke in den Sechzigern: ein Überborden, ein Überfluss an Jugend und Schönheit, die ersten Tage warmen Wetters nach dem Winter. Wähle dein nächstes Abenteuer. Junge Mädchen trugen große, in den Nacken geschobene Stroh Hüte. Bevölkerten die Straßen, gedankenverloren, sprachen in ihr Telefon oder schauten auf die Displays, lange, zögernde Finger mit lackierten Nägeln tippten geschwind gleich pickenden Vögeln. Damit wir die guten Momente genießen.

Wherever You Go This Summer. Über das helle Bild der Gegenwart legte sich leicht ein Schatten von Vergangenheit, die jähe Ferne des zurückschauenden Blickes. Zeige dein strahlendstes Lächeln. Schon im Augenblick des Geschehens war es, als wären die Dinge vor Zeiten passiert, war die Unmittelbarkeit ihrer Aktualität beraubt durch eine schwindelerregende Mischung aus fürchterlichem oder trivialem Geschehen. Die sunny days kommen wieder. Dies ist der Moment, den Augenblick zu nutzen. Es war der Sommer der lang auf gebräunte

Schultern herabfallenden Mähnen. *This is how we are*. Ungeduld und Nostalgie waren die magnetischen Pole, zwischen denen jeder Augenblick schwang. In der neuesten Mode war bereits ihr Anachronismus zu ahnen. In der Werbung von Banken und Mobiltelefonen strahlten junge Menschen in einmütigem Glück wie die Roten Garden oder Bauern und Arbeiter auf den Plakaten der chinesischen Kulturrevolution. Ich will happy sein. Im Juli war die mitternächtliche Luft in Madrid träge wie Melasse, und man hörte die Zikaden wie in der Hitze des Mittags. Der Bruder eines pakistanischen Fotomodells, an dem er einen Ehrenmord verübt hatte, erklärte, die Tötung seiner Schwester weder zu bereuen noch sich ihrer zu schämen. Die französische Armee erklärte den Pokémons den Krieg. Die Gegenwart der grammatischen Zeit glitt schon im Augenblick des Schreibens oder Sprechens in die Vergangenheit ab. Auf seinem Höhepunkt erlangte dieser Sommer ein Licht wie der letzte Sommer vor einem Zeitenwechsel, an den man sich kurze Zeit später als endlos lange her erinnert: der letzte Sommer vor einem Krieg oder einer Seuche oder einem Erdbeben. Spanien stand weltweit an siebter Stelle beim Wegwerfen von Nahrungsmitteln. In den Nachrichten wurden täglich neue Hitzerekorde verkündet und von immer größeren Eisflächen berichtet, die am Nordpol und in der Antarktis schmolzen. Steilhänge blauen und türkisen Eises brachen ins Meer, feierlich wie bei Erdbeben einstürzende Tempel. Vergib nicht die Chance, auf die du gewartet hast. Verliebe dich in unser Angebot, bevor der Sommer vorbei ist.

Egal wonach es dich dürstet. Die Meeresströmungen waren der Grund für gigantische Stürme auf dem gesamten Planeten. Ganzseitige Anzeigen und Farbprospekte, digitale Bildschirme in den Schaufenstern der Reisebüros versprachen abenteuerliche Luxuskreuzfahrten und tropische Paradiese. Es gibt ihn, den Ort, von dem du träumst. Die schönsten Sommerfotos mit

deinem Selfiestick. In einem Jahrhundert werden viele Küstenstädte unter Wasser stehen. *Star Wars*-Gestalten auf dem Brüsseler Flughafen. In einem Pekinger Zoo wurde eine Frau von mehreren Tigern getötet. Es war der Sommer von Pokémon Go und der Selbstmordattentate. Eine Londoner Studentin versuchte, mit der DNA aus einer Haarsträhne des verstorbenen Alexander McQueen, als Hommage an den Designer, dessen Haut nachzubilden. Erreiche, was immer du willst. In Kabul sprengte sich ein radikaler Islamist inmitten einer Menschenmenge in die Luft und riss neunzig Menschen mit in den Tod. Papst Franziskus mahnte Ordensschwwestern, kein Internet zu benutzen, da sie dieses von einem Leben der Besinnung abbringen könne. Mick Jagger erwartete mit dreiundsiebzig Jahren sein achttes Kind. Das Erotische Ungestüm des Sexuell Aktivsten Urgroßvaters des Rock 'n' Roll. Mit immer weniger, auf billigem Papier gedruckten Seiten zerfielen die Zeitungen buchstäblich unter den nie mehr jungen Händen ihrer Leser. Sie brachten Leitartikel über Politik und Terrorismus und ganze Seiten mit Horoskopern und ägyptischem Tarot. In Nizza betete der Fahrer eines Lastwagens zu Gott, machte ein Selfie von sich und stellte es auf Facebook, bevor er Tod und Schrecken verbreitete. Das Orakel des Amun beantwortet all deine Fragen. Ein Deutscher kletterte an der Fassade des höchsten Hauses von Barcelona hinauf, um ein Pokémon zu fangen. In der Großen Pyramide wird deine Vergangenheit begraben. Dummheit und Horror beherrschten die Schlagzeilen der Zeitungen in gleichem Maße. Ein Holländer wurde in ein Krankenhaus eingeliefert, nachdem er zehn Tage lang in einem chinesischen Flughafen auf eine Frau gewartet hatte, mit der er sich über Facebook verabredet hatte.

Die Rache der Außerirdischen. Banales und Apokalyptisches glichen sich oft in einem Maße, dass man sie nicht mehr auseinanderhalten konnte. Pornodarstellerin Carla Mai starb nach

Fenstersturz nach einer Party, auf der Kokain konsumiert wurde. Kopf eines Mannes in einer Müllverbrennungsanlage gefunden. Zeitungsmeldungen glichen Katastrophenfilmen, und Filmplakate schienen Unheil und Schrecken der Wirklichkeit abzubilden. Zombie-Apokalypse erobert erneut die Straßen von Mexiko-Stadt. Die Welt verbündet sich gegen die Invasion von Aliens und die Auslöschung des Planeten. Tausende von lebenden Toten überrennen die Straßen der aztekischen Hauptstadt. Cleveland zahlt fünf Millionen Dollar für den Tod eines von einem Polizisten erschossenen schwarzen Jungen, der eine Spielzeugpistole in der Hand hielt. Es war der Nomadensommer, in dem ich monatelang keinen festen Wohnsitz hatte. Wir zogen von Hotels in überlassene Wohnungen und in andere Städte mit Laptops und Notizbüchern im Rucksack, einen walgroßen Rollkoffer hinter uns her schleppend, einen Pottwal von Koffer, der täglich schwerer wurde und immer mehr Platz beanspruchte. Fünf Halbstarke zwischen fünfzehn und zweiundzwanzig Jahren verbreiten nach einem Film Angst und Schrecken in einem Einkaufszentrum in Fuenlabrada.

Wenn es Nacht wird, bist du nicht mehr sicher. Ich las Baudelaire, Thomas De Quincey, Lorca, Fernando Pessoa und Walter Benjamin, als wäre ich zwanzig Jahre alt und hätte sie noch nie gelesen. Maskiert betraten die Spaßvögel den Saal, in dem der Film *Ride Along – Next Level Miami* gezeigt wurde, und mit dem Ruf »Allah ist groß« warfen sie Feuerwerkskörper und Rucksäcke ins Publikum und säten Panik unter den entsetzten Zuschauern, die sich eine lockere Actionkomödie anschauen wollten und sich plötzlich inmitten eines terroristischen Anschlags mit allem Drum und Dran wähnten. Vierhundert Wale an einem Strand in Neuseeland verendet. Ich suchte eine Musik mit einem Text voller Poesie und Alltagssprache zugleich, einer Sprache der Anzeigen und Zeitungen

und Modezeitschriften und erotischen Botschaften und der Pro-
phezeiungen der Horoskope: eine lichte, klare Musik, die man
atmen konnte wie frische Luft und die sich dennoch niemand
je hatte vorstellen und jemals hören können. *Go where you didn't
know you wanted to go.* E-Zigarette explodiert in der Hosentasche
eines Rauchers in Kalifornien. Ausblick auf eine Zukunft, in der
Roboter und Menschen so verschmolzen sind, dass man einen
vom anderen nicht mehr unterscheiden kann. Ich fühlte mich
von allem, was ich bislang getan hatte, so entbunden wie von
der Wohnung, aus der wir ausgezogen waren, und dem Mobiliar
und den Kleiderschränken und den Büchern, für die ich nicht
die geringste Verwendung mehr hatte. Ich trennte mich nie von
meinem Notizbuch und dem immer kürzer werdenden Bleistift,
den ich Anfang des Sommers in Paris gekauft hatte. Das Elfen-
beinfieber dezimierte die afrikanischen Elefanten. Der größte
Gorilla der Welt war vom Aussterben bedroht. Die holländische
Polizei hält Raubvögel, um Drohnen mit möglichen Bomben
zu jagen.

**Das immer gleiche Schreiben kehrt mit nie gesehener
Macht zurück.** Ich notierte mir Sachen an den Tresen der Bars,
auf den Bänken des Retiro-Parks, in einem Bus, der vom Stadt-
rand hereingerumpelt kam. Im Jahr 2050 wird es in den Meeren
mehr Plastik als Fische geben. Das Video von einem achtzehn-
jährigen irischen Mädchen, das für ein Glas Bier in einer Dis-
kothek in Mallorca zwanzig betrunkene junge Männer der Rei-
he nach oral befriedigt, geht um die Welt. Such dir dein eigenes
Abenteuer. *Go where your dreams take you.* In einem Zug in
Deutschland attackierte ein syrischer Flüchtling eine schwangere
Frau mit einer Machete. Durchbruch das Schema. Im Flughafen
von Los Angeles verbreitete ein als Zorro verkleideter Spinner
Panik. Auf einem Zebrastreifen der Calle Goya wird eine jun-
ge Frau angefahren und stirbt. Die Angst zeigte sich ebenso im

Verbrechen wie in der Farce. Panik an der Platja d'Aro, weil ein Scherz für einen terroristischen Anschlag gehalten wurde. Auf der Strandpromenade von Nizza hielten die Menschen die ersten Schüsse der Polizei auf den Terrorlastwagen für das Knallen von Feuerwerkskörpern des kurz zuvor beendeten Feuerwerks. Erdbeben in China begraben Bergbaudörfer unter sich und stauen Flussläufe auf. Eine Bombe bringt New York die Angst zurück. Nie war es so leicht, dir all deine Wünsche zu erfüllen.

bekanntgegeben, innerhalb von vierundzwanzig Stunden vierzehn Anrufe von Leuten erhalten zu haben, die von Menschen erschreckenden Clowns berichteten. Professor Griffith erklärt, Coulrophobie, also die Furcht vor Clowns oder Spaßmachern, sei ein wohlbekanntes und dokumentiertes Syndrom, das zu Panikattacken, Schweißausbruch und Atemnot führen könne.

Sommer ist nur, wenn du davon erzählst. »Meine Mutter konnte sehr gut schwimmen, hat sich aber nie das Haar nass gemacht«, sagt er zu mir. Ich bin ganz Ohr. Ich höre mit meinen Ohren und mit meinen Augen. Ich achte auf den Moment, an dem eine normale Unterhaltung die Richtung wechselt und unerwartet vertraulich wird; so unerwartet für den, der spricht, wie für den, der zuhört. Der Sprechende hört sich selbst voller Ungläubigkeit, erleichtert, dankbar. Er ist der erste Zeuge von dem, was er selbst erzählt. Durch die Art, wie er gesagt hat, dass seine Mutter sich nie das Haar nass gemacht hat, bin ich aufmerksam geworden. Ich habe keine Frage gestellt, habe gewartet. Ich habe gesehen, wie sich sein Gesichtsausdruck veränderte, zugleich auch der Ton seiner Stimme. Mit einem Mal ist er deutlicher voll und ganz hier als vor einigen Momenten, und er ist viel weiter fort, ein momentaner Zeitreisender. Es ist nicht Vorsatz, sondern Zufall, der diese Dinge weckt. Der, der erzählt, wusste bis vor wenigen Minuten noch nicht, dass er es tun würde. Er hatte es nicht einmal mehr im Gedächtnis. Es sind die Umstände gewesen, das leicht Unschärfe, das Unerwartete, das beinahe Unbehagliche. Wir sind allein, weil wir etwas zu früh im Restaurant eingetroffen sind. Wir kennen uns seit Jahren, sind bis heute aber noch nie allein zusammen gewesen. Wir sind etwas früher gekommen als die anderen, erst der eine, kurz darauf der andere, an einem Sonntagmittag im Sommer. Das ganze Viertel ist so verwaist wie das Restaurant. Es gibt noch Lämpchen und Girlanden von einem Fest kurz zuvor, bestickte

Manilatücher hängen von einigen Balkonen. Wir sitzen uns an einem Sechsertisch gegenüber. Allein hier zu sein verunsichert uns, und es gefällt uns. Wir wissen beide, dass wir uns mögen, haben es aber außerhalb familiärer Zuneigungsbekundungen noch nie gezeigt. Ohne die anderen um uns herum – seine Frau, meine, die Familie – sehe ich ihn in seiner ganzen Individualität vor mir, befreit von Gattungsattributen, der Mann meiner Cousine, eines von den vielen jungen Gesichtern, die einmal Kindern gehörten und jetzt erwachsene Gesichter und Gestalten sind, obwohl wir immer noch Spiegelbilder oder Fortbestände früherer Zeiten erblicken, als wäre diese kindliche Identität die eigentlich wahre und alles danach etwas Hinzugefügtes, von Wert höchstens in dem Maße, als es von Geburt an existierende Neigungen und kindliche Züge bestätigt, die im Lauf der Jahre gröber geworden sind.

Entdeck die Geschichte dahinter. Ich will nur ihm zuhören und sonst keinem. Ich will ihn nicht als Teil eines Gruppenbildes sehen, eines Generationenfotos wie in der Handy-Werbung. Es ist einfacher, weil wir allein sind. Die gegenseitige Zuneigung siegt über männliche Steifheit. »In den Ferien sind wir immer in diese Bucht gefahren«, sagt er, »in das Hotel, in das ihr auch immer geht.« Er ist noch jung, hat aber schon graue Stellen an den Schläfen und in der Strähne, die ihm in die Stirn fällt. Er hat eine tiefe Stimme, vielleicht etwas zwanghaft, weil er daran gewöhnt ist, sich auf der Arbeit Respekt zu verschaffen, aber aus seinen Augen strahlt eine ungewöhnliche Offenheit, und auf seinen roten Wangen prangt ein Glanz von kindlicher Gesundheit. Auf seinem Gesicht liegt ein unauslöschlicher Ausdruck von Verlassenheit und Dank, von unverstellter Lebensfreude. Man hat uns zwei Gläser Bier hingestellt, und er hat seines in einem Zug halb leer getrunken. In der sommerlichen Mittagshitze wischt er sich glücklich den Schaum von den Lippen. Das sind die

Geschenke von Madrid. Er erzählt mir, der höchste Genuss für ihn sei ein schönes kühles Bier, während er sonntags das Mittagessen zubereitet und Radio dabei hört. Er lacht und findet es süß, dass seine Frau, meine Cousine, nicht mal ein Spiegelei braten oder eine Tütensuppe kochen kann. Geheiratet haben sie vor zwei Jahren so ein bisschen im Stil von amerikanischen Filmen, auf einer Finca mit grünem Rasen, außerhalb von Madrid, umgeben von Gewerbebetrieben, Autostraßen und Brachland. Sie haben geheiratet, und er ist glücklich mit seiner Frau und mit der Familie seiner Frau, ihrer Mutter, ihrer Schwester und ihren Onkeln, mit uns allen, von denen einige, sechs, um genau zu sein, heute zu einem späten Frühstück verabredet sind, das er und ich ein bisschen vorgezogen haben. Darum sitzen wir jetzt schon vor den anderen hier in unseren leichten Sommerhemden, Turnschuhen und den sommerlichen Bermudashorts an diesem Sechsertisch und pflegen eine Kameraderie, die – zumindest für mich – etwas von einem Missverständnis hat. Im Lauf der Jahre entkoppelt sich die Wahrnehmung des eigenen Alters von dem tatsächlichen. Das tatsächliche Alter schreitet voran, doch die Wahrnehmung hält nicht mit, verharret, nicht in der Blüte der Jugend, denn das würde leicht widerlegt, sondern später, so um die vierzig herum. Er dürfte etwas über dreißig sein: Meinem Gefühl nach ist die Distanz zwischen ihm und mir nicht allzu groß, vielleicht wie zu einem etwas jüngeren Freund, aber nicht so, als würde ich zu einer anderen Generation, einer anderen Welt gehören. Die luftige Sommerkleidung, die Turnschuhe und die leicht dahinplätschernde Unterhaltung gestatten uns, gestatten mir eine illusorische Nähe. Ich bin kein etwas älterer Freund. Ich könnte sein Vater sein.

Lebe deinen Tag ohne Grenzen. Er ist zwar noch jung, hat aber keinen Vater und keine Mutter mehr. Er ist ein angesehener Anwalt in verantwortungsvoller Stellung in einem juristischen

Verlag. Die Alterswahrnehmung mag trügerisch sein, schützt aber nicht vor Jovialität. Bald kommen die anderen, und dann ist diese Unterhaltung vorbei. Es wird vielleicht sogar so sein, als hätte sie gar nicht stattgefunden. Doch jetzt spricht er, und ich höre zu. Die überragende Autorität des Schmerzes eliminiert das Privileg, das mein Alter mir hätte zuerkennen können.

Heute musst du alles lernen. »Ich war dreizehn Jahre alt«, sagt er. »Wir verbrachten unseren Urlaub auf Mallorca. Wir, meine Eltern, meine Geschwister und ich. Im Hafen von Valencia haben wir unser Auto aufs Schiff gefahren und waren die ganze Nacht auf dem Meer. Ich stand an der Reling, und es war wie im Film. An besagtem Tag spielten mein Bruder und ich etwas abseits von den Erwachsenen und den älteren Geschwistern am Strand. Meine Mutter schwamm sehr gut, bekam aber nie einen nassen Kopf, tauchte ihn nie unter Wasser. So schwammen die Frauen damals. Sie mochte es nicht, wenn ihr Haar nass wurde. Mein kleiner Bruder und ich bauten Sandburgen und Tunnel und zertrampelten sie hinterher. Davon konnten wir nie genug bekommen. Dann sahen wir Leute über den Strand laufen, etwas weiter weg hatte sich eine größere Gruppe gebildet. Es hieß, jemand sei ertrunken oder von einem Rettungsschwimmer vor dem Ertrinken gerettet worden. Die Leute sprechen ja sehr entschieden von Sachen, die sie nicht wissen. In der Gruppe von Leuten sah ich auch meinen Vater. Ich habe ihn gleich erkannt, weil mein Vater immer der Größte war, und das, obwohl man Menschen am Strand nicht leicht auseinanderhalten kann. Mein Bruder und ich vergaßen unsere zertrampelten Sandburgen und unsere Streitigkeiten und rannten los. Die Leute bildeten einen Halbkreis um eine ertrunkene Frau. Ich wollte nicht glauben, dass es meine Mutter war, denn ich habe sie nicht erkannt. Nicht, dass ihr Gesicht eine andere Farbe hatte, oder so. Ich hatte sie nur noch nie mit nassen Haaren gesehen.«

Deine Art, dich zu bewegen, spiegelt die Art, wie du bist. Diese Silhouette, die sich auf der Oxford Street nähert, als die Fenster in den Häusern schon dunkel und alle Läden bereits geschlossen sind und kein Mensch mehr auf den Gehwegen und weder Kutschen noch Reiter noch Karren auf den Straßen unterwegs sind, das ist Thomas De Quincey. Aus der Ferne wirkt er wie ein Kind; wie eines von denen, die durch die Straßen streunen und um Almosen betteln oder sich während der Nacht unter den Vordächern zusammendrängen, um sich gegenseitig vor der Kälte zu schützen. Er ist klein und unansehnlich und hat ein faltiges Kindergesicht, das auch das Gesicht eines alten Mannes ist. Es war das schlichte Elend, das ihn in früher Jugend auf seinen Spaziergängen durch die Straßen Londons altern ließ. Mit zunehmendem Alter vermischen sich das Kindliche und das Hinfällige in seinem Gesicht, in seinen Gesten, in seinem stets etwas besorgniserregenden Äußeren. Sein Kinderblick hatte etwas von der Boshaftigkeit alter Männer. Im Alter verleiht ihm dieser argwöhnisch-boshafte Funke, der immer noch in seinen Augen glitzert, etwas unschicklich Flegelhaftes, noch verstärkt durch die absonderliche Kleidung – teils eines Exzentrikers, teils eines Bettlers –, die er immer trägt: tief in die Augen gezogene alte Hüte, viel zu große Mäntel, deren Säume über die Erde schleifen.

Ein Glühwürmchen im Nebel. Er geht wie auf einer Drehbühne, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Die Stadt bewegt sich hinter ihm auf einer Leinwand, wie zu der Zeit, als die

Filme alle noch im Studio gedreht wurden. Er geht mit gleichmäßigen Schritten und scheint nie zu ermüden. Hinter ihm verändert sich die Projektion auf der Leinwand, komprimiert Zeit und Raum in Parallelmontagen. Er geht, und das Licht hinter ihm ist das des frühen Morgens, lärmendes Durcheinander von geöffneten Läden, Straßenhändlern, die ihre Ware feilbieten, hastende Menschen, Karren, Kutschen, Pferde, ein nie nachlassendes Getöse. Das Licht verändert sich vom Vormittag zum Nachmittag, die Straßen wechseln, manchmal ist es Oxford Street, dann wieder Greek Street, breite Alleen, schmale Seitenstraßen, Soho Square. Die Dämmerung bricht herein, und die Laternenputzer kommen und zünden Öllampen an. Weit draußen, hinter der letzten Laterne an der letzten Straßenecke, endet die Oxford Street im Dunkel des offenen Landes. Im Gehen und in der Projektion wird die Zeit zu einer einzigen Sequenz zusammengefasst. Manchmal geht De Quincey in Begleitung einer weiblichen Gestalt, die etwas größer ist als er, und man weiß nicht, ob es ein Kind, ein Mädchen oder eine schon sehr verlebte Frau ist. Sie verändert sich je nach Lichteinfall, ob sie in schattige Bereiche eintaucht oder aus ihnen hervortritt. Sie ist fünfzehn oder sechzehn Jahre alt und ist eine Prostituierte. Das Viertel ist voll von ihnen. Sie sind stark geschminkt, mit schamlosen Fetzen bekleidet, ungekämmt und mit Läusen auf dem Kopf.

Du bist viel mehr, als alle glauben. Der Hintergrund wechselt, und jetzt ist De Quincey wieder allein, und hinter ihm sieht man nicht mehr die Gebäude von London, sondern den Wald von Schiffsmasten im Liverpooler Hafen. De Quincey wechselt oft die Stadt. Doch manchmal ist er sich nicht sicher, in welcher Stadt er gerade geht, und weiß auch nicht, ob er wach ist oder schläft, oder ob die Stadt, die er sieht, die der Gegenwart ist oder eine aus der Erinnerung oder eine unscharfe Fantasie

seines opiumumnebelten Hirns des chronisch Hungernden und Übermüdeten. Er geht, um nicht einzuschlafen, fällt jedoch in Halbschlaf und geht immer weiter. Die Nacht verbringt er im Schutz einer Toreinfahrt oder eines Kirchenportals und findet vor Hunger und Kälte keinen Schlaf. Er und seine Freundin eng umschlungen, in Lumpen gehüllt, beide jung und bleich, wie die obdachlosen jungen Leute in New York, die in Schlafsäcke gehüllt auf eiskalten Gehwegen betteln, in alten Klamotten aus Kleidercontainern, löchrigen Wollhandschuhen, mit schmutzigen Händen und schwarzen, eingerissenen Fingernägeln. Manche von ihnen lesen in zerfledderten Büchern, die sie wahrscheinlich auch da aufgesammelt haben. Andere schreiben in Spiralheften oder abgegriffenen Notizbüchern, hastig, mit Bleistiftstummeln, mit kaputten und abgekauten Kugelschreibern. Im Herbst und Winter 1803 ist De Quincey siebzehn Jahre alt und lebt in den Straßen Londons, durchstreift immer dieselbe Gegend, Oxford Street, Soho Square. Es ist die größte und bevölkerungsreichste Stadt der Welt. De Quincey kennt keinen Menschen dort, außer dieser minderjährigen Prostituierten, Ann, die ihm Gesellschaft leistet und nachts wärmt. Manchmal findet De Quincey Unterschlupf in einem großen leeren Haus, in dem ein etwa zehnjähriges Mädchen wohnt, das keinen Namen hat. Entweder weiß sie ihn nicht, oder sie hat ihn vergessen, oder niemand hat ihr einen gegeben. Sie schlafen auf den nackten Bodenbrettern, zugedeckt mit einer alten Decke, die sie auf dem Dachboden gefunden haben. Das Mädchen schlingt seine Arme um ihn und zittert vor Angst, weil sie glaubt, das Haus sei voller Gespenster. Wenn sie still sind und schweigend nebeneinander liegen, hören sie das Trippeln und Fiepen zahlloser Ratten.

Auf Traumpfaden gehen. Im Sommer 1804 ist De Quincey zu etwas Geld gekommen und hält sich in Liverpool auf. Er ist

unablässig unterwegs und schreibt ein Tagebuch, flüchtige Skizzen von dem, was er tut, was er sieht, was er liest. Das Tagebuch scheint mit der Geschwindigkeit des ruhelosen Gehens geschrieben. De Quincey in Bewegung auf dieser rotierenden Scheibe, die er nie verlässt. Internationaler Handel, Reichtum aus Seeräuberei und Sklavenhandel lassen Liverpool vibrieren. Baumwolle, Tee, Kaffee, Zucker, Walöl für die Beleuchtung der Häuser und Straßen, der großen Fabriken, die auch nachts nicht stillstehen, Kohlen für die Dampfmaschinen, Opium, um die Kinder zum Schlafen zu bringen, um den Schmerz zu betäuben und die Wehmut und brutale Müdigkeit der in den Bergwerken und Fabriken gefangenen Erwachsenen. De Quincey schreibt alles auf. Es ist, als schriebe er zur selben Zeit, in der er erlebt, was er schreibt. Er schreibt von Kneipen und Cafés, was er isst und trinkt, von der Vielfalt der Menschen aus aller Welt, denen er auf den Straßen des Hafenviertels begegnet, den Buchläden, die er aufsucht, und den Büchern, die er kauft. Er geht mit einer Prostituierten ins Bett und schreibt gleich danach auf, welchen Preis er bezahlt und welche Dienste er dafür in Anspruch genommen hat, die Qualität und den Grad seiner Zufriedenheit. Seine Freundin Ann hat er aus den Augen verloren. Er hatte sich nur für ein paar Tage von ihr verabschiedet, weil er aus London abreisen musste in der Hoffnung, seinem Elend zu entkommen. Die beiden wollten sich wiedersehen, sobald De Quincey zurückkäme. Sie verabredeten sich an einer bestimmten Straßenecke, unter einem Uhrturm, zu einer bestimmten Stunde am Nachmittag. Sollte einer von beiden nicht da sein, würde der andere am nächsten Tag wiederkommen und noch einmal warten. De Quincey brauchte länger als vorgesehen, um nach London zurückzukehren. Sogleich ging er zur verabredeten Straßenecke und wartete dort mehrere Stunden. Am nächsten Tag kam er wieder, und am übernächsten, und Ann tauchte nicht auf. De Quincey wollte sich nach ihr erkundigen und

stellte fest, dass er ihren Nachnamen nicht kannte. Wenig später ging er nach Liverpool.

Dem Unerwarteten entgegen. Die Silhouette geht ihren Weg mit dem gleichen eiligen Schritt wie immer. Es sieht aus, als käme sie näher, sie bleibt jedoch stets in der gleichen Entfernung, ein schwarzer Schatten vor der Leinwand dahinter. De Quincey ist immer unterwegs, von einem Ort zum andern. Er kommt mit dem einzigen Ziel, so bald wie möglich wieder zu gehen. Er ist in London und fährt nach Liverpool. Er lässt sich in Edinburgh nieder, und wenig später wohnt er in Glasgow. Die Stadt im Hintergrund wechselt dauernd. In einem Dorf in Nordengland erwarten ihn seine Frau und seine kleinen Kinder. Er verschwindet monatelang, und sie wissen weder, wo er ist, noch bekommen sie Geld für den Lebensunterhalt und um die Schulden zu bezahlen, die er hinterlassen hat, als er verschwand. Er schreibt und liest und häuft Bücher und Zeitungen und Hefte mit Notizen von Dingen an, die er in sehr kleinen Zimmern schreibt, in denen er nach einer Weile kaum noch genug Platz hat, sich zu bewegen, und das bei seiner winzigen Gestalt. Wenn das durch die Unordnung vermehrte Papier ein solches Ausmaß erreicht, zieht De Quincey aus und lässt alles, was er angesammelt hat, hinter sich zurück. Manchmal kommt er nach einer gewissen Zeit, nach Jahren, zurück. Andere Zimmer sieht er nie wieder und entgeht so der Verfolgung wegen ausstehender Mieten. Er schreibt nachts und ist dabei so selbstvergessen, dass er mit dem Kopf zu nahe an die Kerze kommt und sich das Haar verbrennt, oder ein Stapel Papier Feuer fängt. Er schüttet Wasser darüber, wirft das brennende Papier auf den Boden und trampelt darauf herum, vergrößert das Desaster immer mehr.

Ein Blick unter die Haut. Die gehende Silhouette wird deutlicher erkennbar, da der Hintergrund jetzt viel heller ist. Das kommt von dem, was er die mächtigen Labyrinth London nennt. Es kommt nachts, und die Lampen, die die Oxford Street beleuchten, sind jetzt viel stärker. Es sind keine flackernden Ölfunzeln mehr, zwischen denen sich große dunkle Flächen dehnen, sondern Gaslampen. Den Herbst 1821 verbringt Thomas De Quincey tagsüber schreibend in einem Zimmer, das auf einen finsternen Hof geht, und nachts wandert er durch dieselben Straßen, durch die er schon im Herbst 1803 gegangen ist. Er ist allein nach London gekommen. Hat seine Frau und seine Kinder im Dorf in Nordengland zurückgelassen. Die Einsamkeit begünstigt den Trancezustand, in dem er tagsüber schreibt und nachts durch die Straßen geht und manchmal nicht mehr zwischen dem einen und dem anderen unterscheiden kann, wie in der Zeit, als er jung war und durch diese selben Straßen ging und nicht wusste, ob er wach war oder träumte. Das Material der Erinnerung setzt sich immer mehr durch, weil der Akt des Schreibens das Gedächtnis stimuliert und die Dinge, an die er sich erinnert, auf denselben Straßen geschahen, durch die er jetzt geht.

Rückkehr in vergangene Leben. Mit einem Mal bleibt die Zeit stehen. Im Opiumtraum dehnen Zeit und Raum sich aus. Er geht auf Straßen, und das Opium weitet vor ihm fantastische Perspektiven orientalischer Städte mit Minaretten und Kuppeln, deren Strukturen manchmal zu Gefängnislabirynthen verschwimmen, zu Grabkammern von Pyramiden. Mit Schrecken denkt er daran, dass es kein Vergessen gibt: Das Opium gibt ihm als Visionen die Bilder zurück, die er als Kind in Büchern wie *Tausendundeine Nacht* gesehen hat, oder in den Radierungen von Piranesi, die er einmal in einem Antiquariat durchgeblättert hat. Die Nacht und die Schlaflosigkeit vergrößern

die durch das technologische Wunder der Gaslampen erleuchtete Stadt. Was als ein Essay von nachvollziehbarer Länge über den Opiumkonsum begann, bläht sich zwischen Feder und Papier auf und gerät ihm zur schamlosen Beichte. Das Material bemächtigt sich der Form und verwandelt sie in sich selbst. Der Bericht über die Qualen und Freuden und Halluzinationen des Opiums bekommt die fiebrige Textur einer Wahnvorstellung. De Quincy ist jetzt sechsunddreißig Jahre alt, und wenn er auf die Straße geht und sich die Gesichter der Leute anschaut, hat er manchmal das Gefühl, unter den Kindern und jugendlichen Streunern, die sich immer noch auf der Oxford Street herumtreiben, sich selbst zu sehen. Er träumt die Stadt, während er durch ihre Straßen geht oder erzählt, dass er geht. Er sieht den Glanz der neuen Gaslaternen und der Gaslampen in den Schaufenstern und Wohnungsfenstern. Er geht am Haus in der Greek Street vorbei, in dem er ab und zu eng umschlungen mit dem namenlosen Mädchen genächtigt hat, und jetzt ist Licht in allen Fenstern. Von der Straße aus sieht er in einen Salon, in dem eine ausgelassene Familienfeier stattfindet. In jedem Frauengesicht, das er anschaut, sucht er die unvergessenen Gesichtszüge Anns. Er glaubt, sie ein Stück vor sich gehen zu sehen, und eilt ihr nach, um sie einzuholen und ihr ins Gesicht zu schauen. Die Tausende von Gesichtern, die ihm in London, in Liverpool, in Edinburgh begegnet sind, erscheinen ihm im Opiumrausch alle nebeneinander mit geweiteten Augen in den Wellen eines Ozeans treibend. De Quincey nimmt Opium in einer in Cognac oder Wein aufgelösten Tinktur zur sich, dem Laudanum. Laudanum hat eine rote Farbe und einen bittersüßen Geschmack. Auf der Straße sieht er etwas ganz deutlich vor sich, und dann findet etwas statt, eine winzige Veränderung, und ihm wird klar, dass er nicht in Wirklichkeit auf der Straße geht, sondern im Traum. In seinen Träumen sucht er ebenso besessen nach Ann wie im Wachzustand. Eines Tages schließlich sieht er sie auf der

Straße ihm entgegenkommen, und er wird von einer wunderbar beglückenden Schwäche erfasst. Einen Moment später begreift er verwirrt, voller Wehmut, wenn er Ann gesehen hat, hat er geträumt.

Wo du nur Abfall siehst. Wer etwas genauer hinschaut, sieht bald, dass er Dinge von der Straße aufhebt. Er befließigt sich einer verstolenen Wachsamkeit, wie der auf Würde bedachte Stadstreicher, der sich erst umschaute, bevor er in einem Papierkorb wühlte oder sich über einen Abfallbehälter beugte. Er bückt sich schnell, um etwas vom Boden aufzuheben, etwas, das er genau in Augenschein nimmt, bevor er es in die Hosen- oder Jackentasche steckt, die stets ausgebeult sind von all den Dingen, die er darin unterbringt, oder in die Aktentasche mit Henkel aus der Zeit vor den Rucksäcken, die Aktentasche eines Lehrers oder Anwalts vielleicht, so abgenutzt allerdings, dass sie jede Assoziation an bürgerlichen Wohlstand oder auch nur praktischen Nutzen trotz aller Riemen und Schnallen und Außentaschen, die eingefallen oder aufgebläht sind wie der Balg eines Dudelsacks, sogleich Lügen straft. Er liest die Reklamezettel, die unsichtbare Verteiler hinter die Scheibenwischer der Autos geklemmt haben. Farbige Kärtchen, auf denen erotische Kontakte verheißen oder Umzüge angeboten werden, Prospekte von afrikanischen Wahrsagern, die den bösen Blick heilen oder verlorene Liebe wiederfinden, Flyer für den An- und Verkauf von Autos, von Gold und Silber, für schnelles Essen und Zahnbehandlung. Er behält immer die Umgebung im Blick, wenn er sich über das Auto beugt, fürchtet vielleicht, dass der Besitzer auftaucht und ihn für einen Autodieb hält. Er liest alle gedruckten, fotokopierten oder mühsam mit der Hand geschriebenen Anzeigen, die die Leute mit Klebeband auf Augenhöhe an Laternenpfähle oder Ampelmasten kleben. Er liest die kleinen Aufkleber, die auf Schlosserwerkstätten

hinweisen und sich wie Collagen um Geldautomaten drängen. Aber er hebt auch zerknitterte leere Zigarettenschachteln vom Boden auf und steckt auch sie ein, nachdem er sich die abscheulichen Fotos von Siechtum und Tumoren angesehen hat, und die abschreckenden Botschaften, die niemand abzuschrecken scheinen, in großen schwarzen Buchstaben auf weißem Grund, wie früher die Todesanzeigen. RAUCHEN TÖTET.

Das perfekte Image wartet auf dich. Es scheint, als suche er etwas, das er verloren hat, oder als finde er unentwegt Sachen oder habe einen Tick, eine Art Störung, wie sie alleinstehende Männer ab einem gewissen Alter in großen Städten entwickeln, ein ganz normal, sogar respektabel wirkender Mann mit dieser Aktentasche unter dem Arm, der dauernd Sachen vom Boden aufhebt, der wohlwollend, ja beinahe schon gierig nach Werbroschüren greift, die trübselige Verteiler ihm hinhalten und die außer ihm keiner annimmt, fotokopierte oder gedruckte Zettel, die er in wer weiß welcher Absicht in die Taschen steckt, hauptsächlich mit Angeboten von erotischen Massagen und allen möglichen Vergnügungen, angepriesen von jungen Mädchen mit lieblichen asiatischen Gesichtszügen, aber auch von reifen Frauen mit großen karibischen Hintern und üppigen Brüsten in tief ausgeschnittenen Badeanzügen. In einem Laden öffnet er die Aktentasche, um zu bezahlen, und heraus fallen diese kompromittierenden Blätter mit den erotischen Angeboten oder denen von An- und Verkauf von Gold. Wenn er nach Hause kommt oder das winzige Büro betritt, das er vielleicht irgendwo am Ortsrand gemietet hat und in dem er stundenlang sitzt, ohne dass das Telefon klingelt oder ein Besucher anklopft, leert er eine nach der anderen seine Taschen von einer solchen Menge von Dingen, die für eine einzelne Person absolut unverhältnismäßig erscheint, und auch die aufgeblähten Seitenfächer seiner Aktentasche, und häuft alles auf dem Tisch auf.

Komm und beginn zu leben. Es ist ein grauer Metallschreibtisch der Marke Roneo, genau wie der Karteischränk am Fenster, beide nach der Auflösung einer Amtsstube vom Sperrmüll geholt. Wenn er alles auf dem Tisch ausgebreitet hat, noch im Stehen, noch im Mantel, wenn die Jahreszeit ein solches Kleidungsstück erfordert, betrachtet er das alles wie verwirrt oder erdrückt von einem solchen desaströsen Überfluss. Er zieht den Mantel aus und hängt ihn am Kleiderhaken auf. Er setzt sich auf einen Stuhl mit Kippmechanik, der zu einer Büromöbelgeneration mehrere Jahrzehnte vor der des Schreibtisches und des Karteischranks gehört. In einem emsigen Reflex reibt er sich die Hände, eigentlich jedoch völlig überflüssig, da er immer warme Hände hat und nur an den kältesten Wintertagen Handschuhe trägt. Dann macht er sich an die Arbeit. Der Ausdruck »sich an die Arbeit machen« ist hier sehr zutreffend. Aus einer Schublade seines Schreibtisches holt er einen Ringhefter mit transparenten Klebeblättern, wie man sie in der gleichfalls lange vergangenen Zeit der Fotoalben benutzte. Aus einer anderen Schublade holt er eine sehr scharfe Papierschere, Hefte und Umschläge, jeder davon ursprünglich für andere Dinge benutzt, jetzt jedoch mit einem neuen Etikett versehen, das er ausgeschnitten und über den offiziellen Aufdruck einer Bank oder Behörde geklebt hat. Das Etikett besteht aus einem Wort oder einem kurzen Satz, irgendwo ausgeschnitten – aus einer Anzeige, einem Prospekt für Kopfhörer oder Schönheitschirurgie oder einer Schlagzeile aus der Zeitung – und auf einen völlig willkürlich ausgewählten Umschlag geklebt, so wie er auch willkürlich auf seine blauen Mappen mit Gummibändern Zettel, Ausschnitte, Broschüren, Kärtchen, aus ihren Verpackungen herausgeschnittene Medikamentennamen, Fahrscheine, Restaurantrechnungen und aus Cafés mitgenommene Servietten verteilt. Wer sein Ohr an das geriffelte Glas seiner Bürotür legt, kann das methodische Ratschen der Schere hören, einem hastigen Kauen ähnlich, und

würde man über ein hochempfindliches Horchgerät verfügen, könnte man vielleicht auch das Geräusch eines Bleistifts wahrnehmen, der pausenlos die breiten und steifen Blätter seiner Hefte beschreibt.

Vergiss alles, was du weißt. Und zwischendurch vielleicht ein anderes Geräusch, das er anfangs nicht gleich wiedererkennt, das des Bleistifts, der sich in der konischen Öffnung des Anspitzers dreht. Vielleicht sieht er in dem durchscheinenden Glas, das Schatten erkennen lässt, aber Volumen und präzise Umrisse verweigert, auch einen Fleck auftauchen und wieder zerfließen. Dann steht er auf, um sich mit dem Instinkt des Fußgängers, der ihn nie verlässt, die Beine zu vertreten, ein paar Runden um seinen Schreibtisch zu gehen im gedämpften Licht des Fensters, das vermutlich auf einen Innenhof geht. Nachdem er sich wieder die Hände gerieben hat, kehrt er jedoch schnell zu seiner Arbeit zurück, vorgebeugt und konzentriert wie ein Schneider, wie einer dieser Schneider, die sich das Maßband wie ein liturgisches Amtsabzeichen um den Hals hängten und das schon sehr abgegriffene Stück Schneiderkreide hinters Ohr klemmten, oder wie ein Uhrmacher mit der Lupe im Auge, fasziniert von winziger Mechanik und exakt ineinandergreifenden Rädchen, genau wie die Wörter, die er ausschneidet, die Fotos und Slogans, die schaurigen Schlagzeilen, die wie Dominosteine verstreut auf dem Tisch liegen und so unerwartete und erstaunliche Verbindungen herzustellen imstande sind wie chemische Reaktionen.

Secrets That Do Not Permit Themselves to Be Told.

Die Städte, die Edgar Allan Poe sehr gut kennt, tauchen in den Geschichten, die er schreibt, nicht auf. Er schreibt in Baltimore, in New York, in Richmond, in Philadelphia. Seine Geschichten aber spielen in den unbestimmten Landschaften der *gothic novels* oder in europäischen Städten wie Paris und London. Poe sieht Literatur nicht in dem, was ihn umgibt. Seine Fantasie ist in seinem eigenen Land so fehl am Platz wie sein unangepasstes und erbärmliches Leben. In London, der Stadt, in der *Der Mann der Menge* spielt, war er einmal als Kind gewesen. Die Erinnerung an etwas viele Jahre Zurückliegendes kann ihm schwerlich von Nutzen gewesen sein für eine Geschichte, die scheinbar so wörtlich aufgeschrieben ist wie eine Chronik, so unmittelbar vom Leben auf der Straße geprägt. Die Stadt, in der ein namenloser Erzähler vierundzwanzig Stunden lang pausenlos einen Unbekannten in der Menge und auf menschenleeren Straßen verfolgt, im Schein von erleuchteten Schaufenstern und Gaslaternen, durch große, bis spätnachts geöffnete Markthallen und durch dunkle Gassen, ist exakt das London der *Bekanntnisse ...* von Thomas De Quincey. Es ist dieselbe Stadt, deren düsterer Glanz in den Romanen von Dickens und Wilkie Collins, in den Abenteuern von Sherlock Holmes sichtbar wird. Der Unbekannte mit dem schwächtigen Körper und dem boshaften Gesicht aus der Erzählung Poes ist – vierzig Jahre später – der Edward Hyde von Robert Louis Stevenson. Sogar das Licht der Gaslampen ist dasselbe, mit der einzigen Ausnahme, dass es zu Stevensons Zeiten auf den Hauptstraßen viel mehr

Straßenlaternen gab. Ihre Helligkeit springt gegen die kleineren, ärmeren, noch immer dunklen Sträßchen ins Auge. »Die Straße leuchtete wie ein Feuer im Wald«, schreibt Stevenson. Er war ein großer Bewunderer De Quinceys. In jungen Jahren war er der seltsamen Gestalt dieses Wanderers durch Edinburghs Straßen öfter begegnet. Seine Beschreibung von Mr. Hyde entspricht exakt allen Bekundungen über De Quinceys Äußeres im Alter: »Mr. Hyde war blass und wirkte wie ein Zwerg. Er hinterließ einen Eindruck von Missbildung, ohne dass eine Deformation an ihm festzustellen war.«

Deine Vergangenheit können wir nicht ändern. *Der Mann der Menge* ist eine Geschichte ohne Handlung. Es könnte ein Prosagedicht sein, eine Antizipation derer, die Baudelaire Jahre später schrieb, direkt beeinflusst von Poe. Es gibt einen stürmischen, mysteriösen Anfang, aber weder eine Erklärung noch einen klaren Schluss. Der Erfinder ausgefeilter und oft schauriger Handlungen nimmt sich hier eine einzigartige erzählerische Freiheit. »Konfus die Geschichte«, heißt es bei Antonio Machado, »aber deutlich der Schmerz.« Es gibt keine Handlung und keine Eigennamen. Von allen Zwängen und dem Joch der Handlung befreit, fließt die Geschichte dahin wie das Leben selbst und wie das musikalische Plätschern der Poesie. Wir wissen nicht, wer dieser Erzähler ist, noch was er tut, wo er herkommt, warum er in London ist. Wir müssen uns mit dem Wissen begnügen, dass er Rekonvaleszent ist, wobei uns nicht gesagt wird, von welcher Krankheit. Dieser Zustand der Genesung ist entscheidend: Er ist glücklich, dass er überhaupt noch atmet; er befindet sich, heißt es, »in einer Stimmung kühnster Begierden«. Er ist kein Fußgänger, sondern ein bewegungsloser Betrachter, eine Gestalt auf einer Fotografie. Er sitzt mit einer aufgeschlagenen Zeitung am großen Bogenfenster eines Kaffeehauses und raucht eine Zigarre. Er ist die Vervollkommnung des Nichtstuns. Den

größten Teil des Nachmittags, heißt es, vertreibt er sich damit, Zeitungsannoncen nachzusinnen und die gemischte Gesellschaft im Café zu studieren. Zu der Zeit, in der Poe diese Geschichte schreibt, sind Zeitungsanzeigen eine ganz neue kommerzielle Erfindung. Viele Menschen können jetzt lesen, und der technische Fortschritt erlaubt billigen Druck und große Auflagen. Gedichte und Prosatexte von Baudelaire gehen auf den riesigen Seiten mit winzigen Lettern der Pariser Zeitungen unter. Die wenigen Gedichte, die Emily Dickinson zu Lebzeiten publizier- te, sind unter den Zeitungskolumnen kaum auszumachen, wie versto- hlen in ihrer Kürze und Anonymität. In der *New York Sun*, einem New Yorker Blatt, das für einen Cent verkauft wurde, veröffentliche Poe die ebenso ausführliche wie komplett erfunde- ne Geschichte von der Ankunft eines Freiluftballons an der Küste, der den Atlantik in nur drei Tagen überquert hatte. Als der Betrug aufgedeckt wurde, waren bereits Hunderttausende Exemplare der Zeitung verkauft worden.

Wir verstehen, wenn du nicht durch dieses Fenster sehen willst. Ab und zu wirft der Erzähler einen Blick auf die Straße. Es ist Feierabendzeit: Die Straßen füllen sich mit Leuten, die von der Arbeit und aus den Geschäften kommen, als es dunkel wird und die Gaslaternen angezündet werden. In diesem Licht wirken die Gestalten und Gesichter der Menschen überdeutlich, als sähe man eine Prozession der Karikaturen Honoré Daumiers vorüberziehen. Alle Klassen und Charaktere, alle Arten von Kleidung und Berufen mischen sich in immer größerer Zahl, je weiter die Nacht voranschreitet und das Licht der Gaslampen heller strahlt, weil das Tageslicht gänzlich erloschen ist: »... jetzt hatten auch die Strahlen der Gaslaternen (...) schließlich den Sieg errungen und das Ganze in ihr grelles, glänzendes Licht getaucht. Alles war ein schimmerndes Dunkel geworden.« Die Intensität des Textes ergibt sich zum Teil aus der Spannung, der

die Sprache unterworfen werden muss, damit das neue Spektakel deutlich wird. Im hellen Licht der Gaslampen erscheinen die Gesichter der Menge ebenso monströs wuchernd wie in den Albträumen von De Quincey. Unter diesen Gesichtern ist eines, das den Erzähler ohne erkennbaren Grund auf die Straße treibt und die Verfolgung aufnehmen lässt. Es ist ein kleiner Mann, der wieder als das Double oder der Geist De Quinceys erscheint: »ein verlebter alter Mann von etwa fünfundsechzig oder siebenzig Jahren. Er war klein, sehr hager und offenbar sehr gebrechlich.« Der Beobachter glaubt »große Willenskraft, Vorsicht, Knausrigkeit, Raffgier, Gefühlskälte, Heimtücke, Blutdurst, Triumph, Lustigkeit, maßlosen Schrecken und große, ja grenzenlose Verzweiflung zu erkennen«.

Wir erwarten dich. Und dann kommt ein ängstlicher Wunsch, den Unbekannten nicht aus den Augen zu verlieren, mehr von ihm zu erfahren: »Welch schreckliche Geschichte (...) ist in dieser Brust geschrieben!« Der Mann der Menge und sein Verfolger widmen sich vierundzwanzig Stunden lang einer Episode, dem großen pausenlosen Gehen des Jahrhunderts: »endloses Umherwandern bis zu später Stunde, suchen, im schütterten Licht der spärlichen Lampen, in diesen endlosen gedanklichen Reizen, die stille Beobachtung bereiten kann«. Und eine Sekunde lang erahnt der Erzähler »durch einen Riss seines zugeknöpften und sichtlich aus zweiter Hand stammenden Mantels einen Diamanten und einen Dolch«. Doch da bleiben sie, schimmernd, unerklärt, reines Mysterium, ohne dass es am Ende der Suche eine Lösung gibt. Es reicht das Aufblitzen des Dolchs und des Diamanten im Gaslampenlicht.

Das Gehirn im Schatten. Poes andere Stadt ist Paris. In jungen Jahren erzählte er gern von Reisen, die er nie unternommen hatte. Er behauptete, in Sankt Petersburg gewesen zu sein, oder

Die Attraktivität deines Alters. Seit ich sie kenne, war ihr Alter immer das richtige für mich. Heute erschauere ich bei dem Gedanken, dass sie achtundzwanzig war, als ich sie zum ersten Mal umarmte. Wir wussten beide nicht, wie jung wir waren, sie sechs Jahre jünger noch als ich. Im Lauf der Jahre durchlief sie neue Etappen der Schönheit, wie Mondphasen, die nie exakt einander gleichen. Sie blieb ein Immergrün und gewann zugleich neue Fülle, von der Zeit geschenkt. Das Leben modellierte sie stets so, wie ich es mochte. Sie selbst modellierte sich, war achtsam mit sich, eine kritische, schonungslose Beobachterin. Sie veränderte sich und war ein anderes Sie selbst. Sie war und war nicht die, die sie am Tag zuvor, vor ein paar Monaten, vor zwei Jahren gewesen war. Fotos bezeugten diese Veränderungen. Einmal schnitt sie ihr Haar ganz kurz und hatte – mit ihrem großen Lächeln – das Strahlen einer Jugendlichen. Sie plante auch, ihr Haar platinblond zu färben, hat es aber nie getan. Sie band ihr Haar zu einem Knoten hoch, und diese vertikale Erhöhung unterstrich noch die absichtslose Anmut ihres Gehens. Eine Zeitlang hatte sie zwei identische Kleider, schlicht und tailliert, kurz, aus Leinen, eines rot, das andere gelb. Die Farben unterstrichen noch das durch den Haarknoten schon angedeutete poppige Äußere, wie es in den Sechzigerjahren Mode war. Um keine Handtasche tragen und nichts in den Händen haben zu müssen, bat sie mich, ihren Lippenstift zu mir zu nehmen. Sie liebte es, nichts bei sich zu haben, und in einer Zeit, als es noch keine Handys gab, konnte sie das auch tun. Den Lippenstift nannte sie »Lippi«. Dieses verkürzte Wort enthielt für mich

den ganzen erregenden Zauber ihres Madrider Dialekts und des neuen Lebens, das jetzt unser gemeinsames war.

Sei frei in deinem Stil. Sie trug elegante Stöckelschuhe mit nicht sehr hohen Absätzen, die ich ihr geschenkt hatte, schwarz und weiß mit Leopardenfellapplikationen. Sie betrachtete sich heimlich, kokett und sehr kritisch, in den Schaufenstern der Geschäfte. Da wir gemeinsam die Zeit durchschritten, nahmen wir sie kaum wahr, so wie man bei einer Fahrt im Freiluftballon vom Wind umgeben ist und die Bewegung gar nicht wahrnimmt. Als ich vierzig wurde, fand ich es erregend, dass sie eine so attraktive Frau war, die mindestens zehn Jahre jünger wirkte, als sie war. Nach den fünfzig schaue ich sie an und glaube nicht, dass es einen begehrenswerteren Menschen geben kann. Und das ist sie umso mehr, als sie jetzt fünfzig geworden ist. Der Schatz der Zeit macht sie reicher. Ihre Haut ist so zart, dass jede Berührung eine Liebkosung ist. Die Zeit ist für jeden von uns einzeln vorangeschritten und für beide zugleich, hat uns geformt durch zärtliches Berühren. Wir sind beide, was wir schon bei der Geburt gewesen sind und als wir uns kennenlernten, und was wir im Umgang miteinander aus uns gemacht haben. Wir zwei sind die Luft, die jeder von uns atmet. Wenn sie fort ist, öffne ich gern ihren Kleiderschrank und atme ihre Gegenwart aus ihren Kleidern ein. Wenn ich allein schlafe, belege ich niemals ihre Seite im Bett. Ich erinnere mich an einen Satz des Dichters Donald Hall, den sie mir vorgelesen hat und der sich auf seine Frau bezieht, Jane Kenyon, auch sie eine bewundernswerte Dichterin: »*She came into her beauty like into an inheritance.*«

Wie für dich geschaffen. In einer Schachtel voller alter, mit Schreibmaschine ausgefüllter Formulare, die jemand neben einem Papiercontainer abgestellt hat, hat er ein interessantes Stück Karton entdeckt. Es hat die Größe und die Form eines Schuhkartondeckels. Es ist ein festes, aber nicht steifes Stück Pappe, makellos weiß, obwohl es zwischen Altpapier und allen möglichen Abfällen gelegen hat. Wie schon so oft in seinem Leben beklagt er auch jetzt wieder sein mangelndes Talent zum Zeichnen. Der Pappkarton hat genau die richtige Größe und Form, um mit knappen, präzisen Strichen etwas darauf zu zeichnen, die Skizze zu einem Stilleben von Juan Gris, oder eine dieser einsamen menschlichen Silhouetten von Giacometti. Er verstaubt ihn in seiner alles verschlingenden Aktentasche, ohne sich vorher umgeschaut zu haben, ob jemand ihn beobachtet. Erst beim Weitergehen wird ihm diese herrliche geheime Möglichkeit bewusst, die er da mit sich trägt. Er betritt ein ungastliches Café voller Menschen, in dem die unbesetzten Tische vollgestellt sind mit Frühstücksresten auf Tablett, die zurückzubringen sich keiner die Mühe gemacht hat. Doch einen Tisch gibt es, einen einzigen, am Fenster, der freigeräumt ist, ein Wunder, das es wahrzunehmen gilt, bevor es vergeht. Ohne etwas zu bestellen, nimmt er Platz und holt das Stück Karton hervor. Ein paar Sekunden lang sucht er nervös nach dem Bleistift, klopft seine zahlreichen Taschen ab und fürchtet schon, ihn verloren zu haben. Je kleiner die Bleistifte werden, umso leichter verstecken sie sich. Jede Falte und jedes Futter einer Tasche wird für sie zur heimeligen Höhle. Wie erhofft,

hat der Karton genau die richtige Glätte zum flüssigen Schreiben, ohne rutschig zu sein. Er befeuchtet die Bleistiftspitze mit der Zunge, und sobald die feuchte Spitze den Karton berührt, strömen die Worte herbei.

Sei bereit für alles, was kommt. »In der Kunst«, schreibt er, »so literarisch oder theoretisch sie auch sein mag, muss es immer einen Teil von materiellem Tun geben, von körperlicher Anstrengung und Handarbeit. Emily Dickinson schrieb ihre Gedichte von Hand ins Saubere, band sie in Heftchen ein, klebte Blätter von Bäumen dazu, faltete die handgeschriebenen Blätter sorgfältig und bewahrte manchmal gepresste Blumen darin auf, die oft mit dem jeweiligen Gedicht zu tun hatten. Ihr Zimmer war eine behagliche Zelle für die Kontemplation, aber sie verbrachte darin nicht allzu viele Stunden am Stück. Sie spazierte in ihrem Garten umher und arbeitete mit der Energie und Geschicklichkeit einer Gärtnerin darin. Die kleinen geschmeidigen Hände, die die Gedichte schrieben, handhabten die Heckenschere, die Jäthacke, säten und zerrieben Krumen dunkler Erde. Dickinson beteiligte sich an der Hausarbeit und war eine unermüdliche Köchin. Obwohl sie in der freiwilligen Verbannung ihres Hauses lebte, war sie voll praktischer Aktivität, ähnlich wie die heilige Theresa, glücklicherweise jedoch frei von jeglicher Neigung zu Askese oder gar Übersinnlichkeit. Das Paradies ist vor Ort, im Haus, im Garten, in der Vorratskammer, im Blick aus ihrem Fenster, im organischen Leben der Pflanzen, der Insekten, der Vögel, der Haustiere, in der ganzen Welt, der Arche Noah unter freiem Himmel. Das menschliche Hirn verformt sich und schrumpft, wenn es sich über die Maßen mit Dingen beschäftigt, die keine körperliche Kraft, keine handwerkliche Geschicklichkeit, keine starken sinnlichen Impulse erfordern. Der Zeichner braucht den Widerstand des Papiers wie auch den Willen, die Unbeholfenheit seiner Hände

zu überwinden. In der Auseinandersetzung mit dem Materiel-
len treten die Widrigkeiten und die Zufallsentdeckungen hervor,
die für das künftige Werk fruchtbarer sind als die ursprünglichen
Absichten. Wörter haben zwar keine materielle Beschaffenheit,
aber der Widerstand, den sie zu leisten vermögen, ist nicht weni-
ger hartnäckig als der von Holz, Ton oder Stein. Wörter haben
ihren unveränderlichen Klang und ihre unwandelbare Bedeu-
tung, denen nur bis zu einem gewissen Punkt Gewalt angetan
werden kann. Die Unnachgiebigkeit der Syntax ist genauso stark
wie die der Schwerkraft oder der physischen Zusammensetzung
von Materie. Außerdem werden Wörter benutzt und befum-
melt, sind von giftigen Rückständen genauso verseucht wie das
Fleisch der Meerestiere von all den chemischen Abfällen, den
Antibiotika und Antidepressiva, die die Menschen mit dem Urin
ausscheiden oder einfach ins Klo werfen.«

Drei Tage Quantenaktivität. »Die Redlichkeit des Volks-
künstlers zeigt sich stets darin, dass er mit dem arbeitet, was
er zur Hand hat, mit dem, was billig und zugänglich ist, mit
Holz, wo Holz ist, mit Stein wenn vorhanden, mit Ton, wo es
weder Holz noch Stein gibt. In Afrika gibt es einen Künstler, der
Skulpturen wie Masken oder Götzenbilder aus Plastikkanistern
macht, mit denen die Armen ihr Wasser oder Benzin transpor-
tieren. Emily Dickinson nähte ihre Gedichtheft mit der glei-
chen Nadel und dem gleichen Faden zusammen, mit denen sie
Strümpfe stopfte und Näharbeiten verrichtete. Und ihre Ver-
se schrieb sie in dem schlichten Rhythmus und den eintöni-
gen Strophen der kirchlichen Gesänge. In jungen Jahren stellte
sie ein Album mit sämtlichen Kräutern und Blumen zusammen,
die in ihrem Garten und auf nahe gelegenen Feldern wuch-
sen. Sie hatte Chemie und Naturgeschichte studiert. Mit gro-
ßer Sorgfalt presste sie Pflanzen und achtete vor allem darauf,
dass deren hervorstechendsten Eigenschaften erkennbar blieben.

Stängel befestigte sie mit schmalen Papier- oder Stoffstreifen auf dem Karton, und unter jede Pflanze schrieb sie deren Namen. Gary Snyder hat sein Leben lang Gedichte geschrieben, aber nie aufgehört, körperlich zu arbeiten, als Schreiner vor allem, beim Häuserbau. In seinen Anfängen hat er ein Gedicht auf die Steinmetze geschrieben, die Treppenstufen in einen Berg- hang geschlagen haben, und jeder Vers war genauso ausgefeilt, ja von der selben Härte wie so ein bearbeiteter Stein, einer eingefügt in den anderen, um den Weg zu befestigen. Handwerkliche Tätigkeit befördert eine gesunde geistige Versunkenheit bei dem, der hoch konzentriert bei der Arbeit ist und sich dabei zur selben Zeit mühelos selbst vergessen, sich von seiner Identität, seiner Biografie lösen und sie umherschweben lassen kann wie von der Schwerkraft befreite Gegenstände in einer Raumstation. Arbeit hat zwar einen praktischen und nachvollziehbaren Zweck, doch zugleich bringt sie eine Befriedigung mit sich, die ganz sich selbst genügt. Ein Werk, ganz gleich welches, ist von einer objektiv wahrnehmbaren Existenz; ebenso aber ist es Bestandteil all der treibenden Unvereinbarkeiten im Leben und Wesen dessen, der es geschaffen hat. Es könnte unpersönlich und anonym sein. Es steht fest auf seinem Sockel, nimmt einen Platz im Raum ein, erfüllt eine genaue Funktion: ein Krug, ein Stuhl, eine Holzkiste oder ein Pappkarton, ein Gemälde. Jemandes Arbeit hat es zwar hervorgebracht, doch jetzt führt es ein unabhängiges Eigenleben. Es kann ein paar Tage oder Jahrhunderte überdauern, Jahrtausende. Vielleicht wird es so haltbar wie Naturformationen, die wir täglich sehen; abgenutzt von der Zeit, von ihr modelliert oder verändert, oder von den Händen, die es benutzen, ausgetreten wie Treppenstufen. Der Basalkopf einer ägyptischen Königin oder Göttin, von dem nur noch die untere Hälfte erhalten ist; die strahlende Schönheit einer Ruine; ein Kinn und die Hälfte des Ovals eines Gesichts und das halbe Lächeln gar noch schöner, weil es ohne Augen auskommt:

halb Skulptur, halb Trümmerstück, halb sinnliche Schönheit und heiliges Erschauern.« Eine barsche Stimme lässt ihn aufblicken, doch er erkennt nicht gleich, dass sie zu ihm spricht. »Hier kann man nicht sitzen, ohne zu konsumieren.« Er nickt freundlich, steckt den Karton in die Aktentasche, seinen Bleistift in eine Innentasche der Jacke, damit er ihm diesmal nicht verloren geht. Doch die Grafitspitze bohrt schon wieder an einem Riss im Futter.

Die Würze des Lebens. Er ist der Archäologe des gerade noch Geschehenden, des Augenblicks, in dem das Wertvolle oder Intakte sich in Müll verwandelt, der Art, wie Bilder und Werbeslogans von der Allgegenwart ins Verschwinden wechseln. Er ist der gewissenhafte Sammler der Reklamezettel, die erwachsene Männer ohne Arbeit an den Türen der Supermärkte zu verteilen suchen, die jeder wegwirft und er dankbar entgegennimmt oder aus Papierkörben kramt, aus denen sie schon überquellen, die Superangebote für persönlich gestaltbare Matratzen, neuestes Modell; Touristenmenü Spanish Paella; Samantha Wiedergeborene Göttin Zauberin der Liebe. Er ist der Archivar, der etwas retten will aus dem großen niemals endenden Strom der Dinge, die – noch ganz neu – auf den Müll geworfen werden, das Blatt mit den Sonderangeboten des Supermarkts, das noch nach frischer Druckerschwärze riecht und schon auf dem Gehweg liegt. Alles ist gegenwärtig, und alles ist auch eine vorweggenommene Reliquie, die zukünftige Archäologen kaum noch retten können, da so gut wie alles verdorben, verschwunden oder begraben sein wird. Er ist der Aufleser leerer Zigarettenschachteln, die die Leute zusammenknüllen und fortwerfen; der Abgesandte aus der Zukunft oder einer fremden Macht, der unterschiedslos alle materiellen Dinge einsammeln soll, damit andere Experten sie sortieren und untersuchen können. Er sammelt ebenso die abscheulichen Fotos von krebszerfressenen Lungen und verwüsteten Mündern und sterbenden Menschen, die auf Zigarettenschachteln dargestellt sind, wie die von asiatischen oder lateinamerikanischen Frauen, die Massagen mit Happy

End versprechen. Mit einem Anflug von Mitleid stellt er sich die Arbeit des Werbeleiters vor, der die Darsteller auswählen und die *shootings* beaufsichtigen muss, das klinisch kalte Licht, die bleichen Gesichter der wegen der Nikotinsucht ihrer Eltern zu Tode erkrankten Kinder; oder sogar die des anderen, des namenlosen Autors, der einen Artikel schreiben muss, vor sich einen Tisch voller Fotos nicht von übermütigen jungen Leuten, die mit Mobiltelefonen in den Händen lachend in die Luft springen, sondern von faulenden Beinen und Mündern und Leichen von Rauchern. Vielleicht zündet er sich, um die Inspiration zu beleben, eine Zigarette an, bevor er zu schreiben beginnt, so wie die Schriftsteller im Kino es tun.

Ein Gebiss in 3-D gibt dir das Lächeln zurück. Rauchen kann das Erbgut schädigen und die Fruchtbarkeit mindern. Rauchen führt zu tödlichem Lungenkrebs. Rauchen führt zu Herzinfarkt. Rauchen kann das Leben deines ungeborenen Kindes vernichten. Rauchen macht süchtig. Zigarettenrauch enthält über siebzig krebserregende Substanzen. Rauchen verengt die Arterien. Rauchen kann zu Impotenz führen. Rauchen schadet deiner Familie und deinen Freunden. Rauchen kann zu Herzleiden und Herz-Kreislauf-Problemen führen. Rauchen macht deine Haut älter. Rauchen schadet der Blutzirkulation und führt zu Impotenz. Rauchen verkürzt dein Leben. Rauchen macht dein Leben weniger lebenswert. *Fumer tue. Smoking kills.*

